

Gerade haben die Journalisten aus aller Welt den wohl umstrittensten Film dieser Berlinale gesehen, knapp zwei Stunden Gewalt gegen Frauen, roh, brachial und so verstörend realistisch, als handelte es sich um die Dokumentation einer exotischen Handwerkskunst. Fatih Akins „Der Goldene Handschuh“ nach dem Roman von Heinz Strunk behildert die wahre Geschichte des Serienmörders Fritz Honka, der in den siebziger Jahren in seiner Hamburger Dachwohnung vier Trinkerrinnen und Gelegenheitsprostituierte tötete. Es ist sehr viel Blut und noch mehr Alkohol zu sehen, der brutale Sex ist zum Glück nur zum Teil im Bild. Und während prompt eine Diskussion über die Erträglichkeit oder Notwendigkeit eines solchen Films einsetzt, wird der Hauptdarsteller als Kandidat für einen Silbernen Bären gehandelt. Denn mindestens genauso abstoßend wie das Geschehen ist der vor Anstrengung keuchende und verschwitzte, sabbernde Honka selbst: ein verlebtes Geschöpf mit hängenden Schultern, schiefem Gang und kleinbürgerlichen Sehnsüchten. Seine Nase ist eine Wulst, das Haar strählig, die Haut vernarbt. Ein schielendes Auge starrt irre aus seinem Schädel hervor.

Als nun das Filmteam für die obligatorische Festival-Pressekonferenz das Podium betritt und der Honka-Schauspieler mit einem Extra-Applaus begrüßt wird, entfährt einer russischen Radiojournalistin fast ein kleiner Schrei. „Der ist so jung“, sagt die Frau. „Und so hübsch.“

Tatsächlich ist Jonas Dassler erst 22 Jahre alt und erinnert ein bisschen an James Dean. Ein markantes Kinn, die Lache breit und ungestüm und dieses charismatische Leuchten aus Trümeraugen. Selbst wenn Dassler nur für die Berlinale-Fotografen posiert, schmiegt er erst den Kopf an die Schulter seines Regisseurs wie ein sanftes Kätzchen, um gleich darauf mit einem Ausfallschritt wie der Held in einem Mantel-und-Dege-Film herausfordernd in die Runde zu blicken. Als er gefragt wird, wie er sich seiner fürchterlichen Figur genähert habe, sagt er, Honka sei zwar ein Monster, aber eben auch ein Mensch gewesen, und dass die Maske geholfen habe. Dann muss er vorzeitig weg, weil er gleich noch im Theater auf der Bühne steht. Aber auch vor Publikum lässt er es sich nicht nehmen, sich von jedem Teammitglied mit schnellen Wangenküssen zu verabschieden.

„Jonas ist eine tolle Persönlichkeit, die immer das Ensemble mitdenkt“, sagt die Intendantin des Berliner Maxim-Gorki-Theaters, Shermin Langhoff. Vor anderthalb Jahren hat sie Dassler von der Schauspielschule weg engagiert. Sie rühmt seine Neugier, seine Energie und seinen Arbeitswillen, seine spielerische Intelligenz und eine Mischung aus innerer Sicherheit und Lust auf Verunsicherung, die für sein Alter bemerkenswert sei. Dann sagt sie diesen Satz der Sätze: „Er ist ein Jahrhunderttalent.“

Und es ist sein Moment. Zu keinem Zeitpunkt wird das deutlicher als an diesem ersten Wochenende der Berlinale, von dem Dassler später sagen wird, es sei vielleicht das Verrückteste gewesen, das er bisher in seinem Leben gemacht habe. Freitagabend, Gorki-Theater, Premiere von „Ein Bericht für eine Akademie“ nach Motiven von Kafka, in der Hauptrolle, fulminant: Jonas Dassler. Bis nachts um zwei, erzählt der Schauspieler, habe er anschließend auf seiner eigenen Premierenparty gefeiert. Samstag dann läuft „Der Goldene Handschuh“ im Berlinale-Wettbewerb. 17.30 Uhr Pressekonferenz. Um 19.30 Uhr wieder Vorstellung im Gorki. 22 Uhr roter Teppich und Filmpremiere. Da kann Dassler nicht überall dabei sein, oder? „Doch“, schreibt die Pressefrau im Vorfeld zurück: „Jonas schafft alles.“ Auf seiner zweiten Premierenparty bleibt er bis nachts um vier. Trotzdem gibt er beide Tage über Interviews, zum ersten Mal in seinem Leben auch der internationalen Presse.

„Ich wusste gar nicht, dass ich dazu fähig bin, so viel in Englisch zu reden. Ehrlich gesagt, das habe ich noch nie gemacht“, sagt Jonas Dassler, als er Montag um halb zehn zum Frühstück in einem Hotel in Berlin-Mitte englische Muffins mit pochiertem Ei, Schinken und Blattspinat bestellt und sich bei der Pressefrau entschuldigt, dass sie kurz Kellnerin für ihn spielen muss. Das charismatische Leuchten hat er ausgeknipst.

Aber Dassler war auch schon im Morgenfernsehen, er wirkt auf angenehme Weise konzentriert. Er erzählt, dass er in Remscheid aufgewachsen sei als einziges Kind eines Versicherungskaufmanns und einer radiologischen Assistentin im Krankenhaus. Beide Eltern seien zum Premierenwochenende in Berlin und sehr stolz auf ihn. Seine Kindheit: „sehr frei, sehr liberal, ganz normal bürgerlich“. Heute lebt Dassler in einer Wohngemeinschaft in Berlin-Friedrichshain, wo ihn die Par-



„Das habe ich noch nie gemacht“: Jonas Dassler nach dem vielleicht verrücktesten Wochenende seines Lebens am Montagmorgen in Berlin

Foto Andreas Pein

Es ist sein Moment

Diesen freundlichen jungen Mann sollten Sie sich ansehen: Jonas Dassler, Schauspieler, 22. Auf der Berlinale zeigt er als Frauenmörder sein unglaubliches Talent. Von Julia Schaaf

tytouristen nerven. Er hält nichts von Instagram, aber viel von Klimaschutz und Feminismus. In seiner Freizeit, sagt er, würde er Filme gucken, sich mit Musik beschäftigen oder lesen wie andere Menschen in seinem Alter auch, nur: „Ich hatte schon länger keine Freizeit mehr.“

Dassler sagt selbst, dass in seinem Leben gerade Dinge passierten, von denen er sich zu Abi-Zeiten nicht habe träumen lassen, und das sei gerade mal fünf Jahre her. „Aber ich würde eigentlich sagen, dass ich immer noch in der totalen Ausbildungs- und Lernphase bin.“ Manchmal, während des geregelten Theaterprobenalltags mit Mittagspause und allabendlicher Erschöpfung oder wenn er Gehaltsabrechnung abhefte, denke er: „Wow, jetzt lebst du wirklich schon so ein ziemlich erwachsenes Leben.“ Dann wieder fühle er sich „wie zwölf oder so“, auf der Bühne beim Spielen zum Beispiel, „oder wenn ich Texte lese, die ich manchmal zum Gottverdammten nicht verstehe.“

Als es dann darum geht, wie das alles gekommen ist, von der Aufnahme an der Schauspielschule wie auch am Gorki gleich nach dem ersten Vorsprechen, von tollen Rollen, einem ersten Preis und der Besetzung durch Florian Henckel von



Monstermensch: Dassler in Fatih Akins Film „Der Goldene Handschuh“.

Foto dpa

Donnersmarck in „Werk ohne Autor“, fallen Begriffe wie „Geschenke“, „Demut“ und „Dankbarkeit“. Manchmal fährt Dassler sich mit der Hand unter die Wollmütze oder in den Ausschnitt seines Labber-Shirts. Als würde ihm die Berührung helfen, diese Rasanz in seinem Leben zu begreifen. Dabei wirkt er geerdert und ganz bei sich.

Es gibt drei Geschichten, die erklären helfen, warum nun ausgerechnet dieser freundliche, gutaussehende Mann einen widerwärtigen Frauenmörder spielt.

Die erste spielt bei der Verleihung des Bayerischen Filmpreises vor einem Jahr. Jonas Dassler wird als bester Nachwuchsdarsteller ausgezeichnet für seine Rolle als Verräter in Lars Kraumes „Das schweigende Klassenzimmer“ und seinen bloggenden Protagonisten in „Lomo“. Die Laudatio hält, für Dassler überraschend, seine ehemalige Lehrerin aus Remscheid. Mit 13 Jahren hat sie ihn für ihre Theater-AG entdeckt und ihm die Hauptrolle in „Andorra“ gegeben. Dassler sagt heute, dass er daraufhin schon bald nicht mehr Geheimagent habe werden wollen, sondern Schauspieler, weil seine langjährige Begeisterung für Sport (erst Schwimmen, dann Show-Turnen) und Musik (Punk-Gitarre) in seiner neuen Leidenschaft verschmolz. Und dass er durch die Auseinandersetzungen und Diskussionen in der Theatergruppe in gewisser Weise erwachsen geworden sei: „weil es immer in einem Kollektiv funktioniert, weil da zum ersten Mal eine Selbstreflexion eingesetzt hat“.

Aufzeichnungen der Preisverleihung zeigen jedenfalls, wie Dassler nach der Umarmung durch die Lehrerin völlig fassunglos auf der Bühne steht. Seine Augen sind verweint, und seine Überwältigung ist so unmittelbar sichtbar, dass man sich wünscht, man würde im Fernsehen öfter beim Zuschauen so berührt. Im Publikum des Münchner Prinzregententheaters sitzt derweil Fatih Akin, der den Bayerischen Filmpreis für „Aus dem Nichts“ bekommt. Und seine langjährige

Casterin, seine Frau Monique Akin, sieht Dassler auf der Bühne und sagt, so erfährt man später im Umfeld der Produktion: „Wenn er zehn Jahre älter wäre, wäre er dein perfekter Honka.“

Die zweite Geschichte erzählt Dassler selbst. Einladung zum Casting in Hamburg, Dassler ist bewusst, dass er viel zu jung ist für die Mörder-Rolle, aber weil er Fatih Akin als „meine deutsche Kinoerziehung“ verehrt, freut er sich auf die Begegnung. Zunächst jedoch sitzt er zwei Stunden „supernervös“ in der Maske, dann geht es – „ich in diesem schon da sehr entstellten Zustand“ – mit dem Team zum Mittagessen. Er kennt das Drehbuch noch nicht, nur eine Textstelle, und Dassler sagt heute: „Ich weiß nicht, was ich da gemacht habe, was Fatih da gesehen hat, aber es hat gefunkt.“

Dann war plötzlich das Silikonenteil weg, das ihm die Maske in die Nase gesteckt hatte, um Honkas deformiertes Gesicht durch einen Fremdkörper von innen herzustellen. Ein kalter Tag, die Nase läuft, einmal hochziehen und – da „war das Ding in der Nebenhöhle“, erzählt Dassler. Mit der Hand tastet er nach seiner Augenbraue. Dann schnaubt er belustigt. „Es war Samstag. Nichts hatte auf.“ Schließlich habe der Regisseur mit ihm einen befreundeten türkischstämmigen Hals-Nasen-Ohren-Arzt aufgesucht, der das Silikonenteil mit der Zange entfernt habe. „Der Wahnsinn hat da schon angefangen“, sagt Dassler grinsend. „Ich mit Fatih Akin in einer HNO-Praxis. Und dann bin ich nach Hause gefahren und dachte: Was war das?“

Die dritte Geschichte hat nicht direkt mit dem „Goldenen Handschuh“ zu tun. Sie verrät aber etwas darüber, was Jonas Dassler besonders macht und auch für die körperliche Ausnahmeleistung des Tötens und Quälens und Rasens eines Fritz Honka qualifiziert. Sie stammt von Andree Gubisch, Dasslers Mentor an der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch. Gubisch, Professor für Sprecherziehung, erzählt, dass ihm Dassler in ei-

nem starken Schülerjahrgang von Anfang an aufgefallen sei, weil er einen Tiefgang mitgebracht habe und eine Fähigkeit, über sich hinauszudenken, die für einen 18-Jährigen ungewöhnlich seien.

Dann, im zweiten Semester, das erste sogenannte Szenenstudium, in dem Dassler mit einer Kommilitonin zu Arthur Schnitzlers „Reigen“ arbeiten soll: Eigentlich geht es zunächst nur darum, dass ein Mann aus der bürgerlichen Wiener Gesellschaft auf die verheiratete Frau wartet, mit der er eine Affäre hat. Aber anstatt einfach auf der Bühne hin- und herzulaufen, stellt Dassler, der langjährige Turner, sich im Handstand an die Wand und spielt mit seinen Beinen das Vorrücken der Zeiger einer Uhr. Von der Zwölf auf die Vier, eine qualvolle Ewigkeit. Gubisch sagt: „Für ein Eingangsbild schmeißt der sich derart rein, mit Humor und Reflexion.“ Durch seine eigene physische Anstrengung habe Dassler die psychische Not seiner Figur ersparen will, der am Donnerstag in die Kinos kommt, geht besser ins Theater. Da macht es jedenfalls Spaß, Dassler zuzuschauen. Schlussapplaus nach „Ein Bericht für eine Akademie“, zwei gestandene kunstblonde Frauen in Reihe fünf rufen: „Huhu, Jonas!“ Später, bei einem Glas Weißwein im Foyer, stellt sich heraus, dass beide im „Goldenen Handschuh“ Honka-Opfer spielen. Sie schwärmen von der Zusammenarbeit mit Dassler, von seiner Begabung, seiner Präzision. Dann erzählt die Schauspielerin Jessica Kosmalla, dass der Serienmörder ihrer Figur die Zunge habe abschneiden sollen, nur: Wie greift man die Zunge seines Mitspielers, wenn dieser sich wehrt? Sie zuckt mit den Achseln. „Jonas schafft das, schon in der ersten Probe“, sagt sie dann. Und: „Auf diesen Mann kann man nur reagieren.“

AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER

